

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Band: 62 (1991)
Heft: 9

Artikel: Post aus dem Altersheim "Bim Spycher", Roggwil
Autor: Eggenschwiler, W. / Jost, Therese
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Post aus dem Altersheim «Bim Spycher», Roggwil



Altersheim «Bim Spycher»: Das Heim ist weder ein Hotel noch ein Spital.

Zusammen mit einer ganz herzlichen Karte für die Redaktorin – was jeweils besonders freut – traf aus dem Altersheim «Bim Spycher», Roggwil BE, interessante Post ein. Heimleiter und Mitarbeiterinnen machten sich Gedanken zur Bedeutung des Heims in der Gesellschaft. Nachfolgend eine Auswahl der Beiträge.

Das Heim in der Gesellschaft

Die Situation der bernischen Finanzen lässt auch die Verantwortlichen der Altersinstitutionen nicht tatenlos zusehen, wie sich ein scheinbar unkontrollierbarer Tatbestand in Eigenbewegung lawinenhaft ausbreitet. Die Jahrestagung des Vereins Bernischer Alterseinrichtungen, die kürzlich in Belp abgehalten wurde, zeigte Richtungen und Wege, auf denen sich unsere Arbeit und Überlegung fortan zu bewegen hat.

Wir sprechen vom Heim als einem notwendigen Übel. Viele Menschen können einen Heimeintritt vermeiden, da sie bis ins hohe Alter mobil und regsam bleiben. Mit Inanspruchnahme der spitalexternen Dienste, die in unseren Dörfern mehr und mehr zum Tragen kommen sowie mit Familien- und Nachbarhilfe wird es möglich, diesen Idealfall zu verwirklichen. Ein Heimeintritt ist in jedem Fall ein Muss. Die Einstellung in den Jahren um 50 herum zeigt diese Tendenz auf: «Das Heim ist für die andern; mich wird es nicht betreffen.» Aber trotzdem findet das Alter, diese unmögliche Sache doch statt.

Dies führt uns dazu, das Heim als realistische Tatsache zur Kenntnis zu nehmen. Wenn wir diesen Schritt getan haben, fehlt uns nicht mehr viel dazu, das Heim auch als einen Haushalt – eine ökonomische Gemeinschaft anzunehmen. Im üblichen Haushalt ist die oder der Verantwortliche gehalten, mit den vorhandenen Mitteln und Kräften das Beste zu machen. Im Heimhaushalt ist dies nicht anders. Die Grösse und Struktur des Heimes zusammen mit der Bewohnereinheit erlauben uns, den Begriff «Gemeinnützigkeit» aufzugreifen, und den Versuch zu

wagen herauszufinden, ob es sich hierbei nur um ein leeres Wort handelt.

Individuum und Kollektiv haben im Heimleben einen ständigen Machtkampf von Anspruch und Zurücknahme auszuhalten. Persönliche Ansprüche haben des öfters hinter dem Wohle des Kollektivs zurückzustehen. Das Recht des einzelnen muss aber vom Kollektiv respektiert und gewahrt bleiben.

Der Idealfall dieser «Symbiose» (will sagen das Zusammenleben ungleicher Wesen zum gemeinsamen Nutzen), wollen wir hier die Integration nennen. Diese führt uns zur Mitbeteiligung und Mitwirkung. Das Heim ist weder ein Hotel noch ein Spital, sondern im landläufigen Sinn eine «Haus-haltung».

Mit dieser Voraussetzung besehen verstehen wir die anschliessende Überlegung folgerichtig: Das Heim stellt sich als Wirtschaftseinheit dar.

Auf der einen Seite haben wir den sozialen Zweck mit den Ansprüchen der Benutzer. Die andere Seite präsentiert uns die ökonomische Grundlage, mit den erforderlichen Mitteln. Als Ausgleichsfaktor wirkt die dazugehörige Führung.

Die Ansprüche werden einerseits von der Öffentlichkeit bestimmt und formuliert. Bewohner und Mitarbeiter bilden einen 2. Schwerpunkt in diesem Trio. Die Mittel werden durch die vorhandenen Bauten und Einrichtungen gestellt und bilden so die Heimstruktur. Personal und Betriebsmittel sind veränderbare Faktoren, bilden aber immer 100 Prozent der Betriebskosten. Diese 100 Prozent sind im Kanton Bern gemäss Altersheimgesetz durch die Heimerträge aufzubringen.

Die Kapitalkosten hingegen, die sich bei einem ungefähren Kostenfaktor von Franken 200 000.– pro Platz mit 8 Prozent kapitalisieren, ergeben einen Tagespreis von Franken 44.–, der über das Ganze besehen vom Lastenausgleich des Kantons getragen wird. Und um diesen Lastenausgleich wird sich in Zukunft einiges im Kanton bewegen.

Die Führung dieses Unternehmens besteht aus den drei Einheiten Staat, Trägerschaft (in unserem Falle der Gemeindeverband Altersheim Roggwil-Wynau) und der Heimleitung. Diese Gremien sind verantwortlich für die Durchsetzung der politisch geforderten wirtschaftlichen Ziele. Um diese Ziele zu erreichen, ist die, im Absatz zwei erwähnte Integration von Individuum und Kollektiv im weitesten Sinne erforderlich. Bewohner und Personal gehören in dieses Anforderungsprofil eingebunden und müssen sich dessen auch bewusst werden.

Wenn wir das Heim als einen Betrieb oder als Unternehmen sehen, und dazu zwingt uns nicht erst heute die finanzielle prekäre Lage unseres Staates, so haben wir uns dies theoretisch vor Augen zu führen, und uns danach auch praktisch zu verhalten.

Preis	Nachfrage	Produkt
Subvention	Leistung	Subvention
Kosten		Ertrag
ÖKONOMIE		

W. Eggenschwiler

Nur noch Routine

Nach vierjährigem Arbeiten im Altersheim «bim Spycher» frage ich mich oft, was hält mich eigentlich noch, was ist es, das mir immer wieder die Kraft und die Motivation gibt, hier zu arbeiten?

Ist es nur noch die Macht der Routine? Als Antwort muss ich mir dann sagen, dass alles was wir im Leben tun, weitgehend auf Routine, also auf einer gewohnten Tätigkeit beruht. Letzten Endes gehört zu jedem Tag das Aufwachen, das Aufstehen, das Waschen, Ankleiden, Essen und die Erfüllung der Pflichten. Einige dieser Pflichten verrichten wir lieber, andere weniger. Es kommt also ganz darauf an, welche Gefühle wir der Routine gegenüber empfinden.

Ich denke, kein Mensch braucht an der Routine zu verhärtet. Am allerwenigsten ein Mensch, der in einem helfenden und pflegenden Beruf steht, denn er hat es immer mit lebendigen Menschen zu tun, die seiner Hilfe bedürfen.

- Wir versuchen immer wieder, unseren Pensionären den Lebensabend ein wenig zu verschönern.
- Einander ernst zu nehmen und zu achten.
- Auch versuchen wir, Handlungsfreiräume gemeinsam zu entdecken, nutzen und erweitern, damit individuelle Fähigkeiten zum Tragen kommen und Bedürfnisse geäussert werden können.
- Dem Pensionär in den Bereichen, in denen er Hilfe braucht, diese auch zu gewähren.

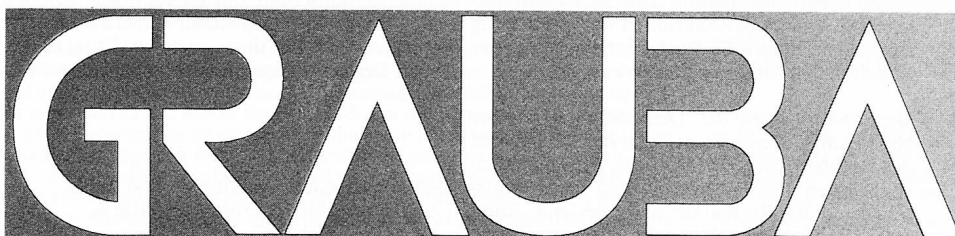
Um nicht allzu sehr der Routine zu verfallen, versuchen wir, das Spycher-Personal, diese Ziele zu erreichen. Denn damit hat jeder Arbeitstag trotz der heutigen materialistischen Zeit einen Sinn.

Therese Jost

Aus dem Jahresablauf (Auszug)

Schon Ovid sagte: «Nichts schnelleres gibt's als die Jahre.» – Und so schauen wir zurück auf eine Zeitspanne der Festigung im Heimbetrieb einerseits, aber auch auf Umbruchtendenzen in heimbezogenen Nebenbetrieben.

Sprachen wir vorgängig über das Heim als «Haushalt» in vielfach abstrakten und auch



Ihr Partner
Medizintechnische Produkte und
Spezialeinrichtungen

Votre partenaire
Produits médico-techniques
et équipements spéciaux

wirtschaftlichen Begriffen, so stellt doch zwangsläufig diese Wortwahl auch die Verbindung zum Begriff «Häuslichkeit» her.

Häuslichkeit, heimisch sein, einbezogen werden, sind keine Eigenschaften, die erst auffallen, wenn sie nicht vorhanden sind. Sie verhalten sich wie Veilchen, die im Verborgenen blühen, aber süß duften. Der ansteckende Frohsinn im häuslichen Zirkel unserer Welt bedarf keiner hochgestochenen Technik, keiner überragenden Ausbildung. Die «Pflanzenschule» des Menschseins reicht vollauf, diesen wertvollen «Virus» epidemisch zu verbreiten.

Unausgesprochen still und leise waren Bewohner und Angestellte sowie viele Helfer und Angehörige am Werk, diese «Häuslichkeit» zu gestalten und verwirklichen.

Albert Einstein fand: «Phantasie ist wichtiger als Wissen». Es scheint fast, dass auf dieser Erkenntnis der Alltagsablauf im Heim fusst. Immer wieder stelle ich fest, dass hier eine rou-

tinemässige Arbeit und dort ein gewohnter Handgriff durch irgend jemanden auf eine völlig andere Weise als üblich in die Tat umgesetzt worden ist. Kleines Beiwerk, bin ich versucht zu sagen. Spleenige Idee!! Bei weitem nicht: Umsetzung des häuslichen Gedankengutes in die Praxis.

Innewerden unserer eigenen Schwächen und Fehler, unserer Mutlosigkeit und Unzulänglichkeiten ist für uns alle im Heim eine wichtige Erkenntnis. Noch wichtiger scheint mir die Frage: was habe ich heute gut gemacht? Wo konnte ich helfen, dem Nächsten Freude bereiten? Wenn wir jemanden anreden, wenden wir uns ihm eben zu, naturgemäss körperlich, aber auch im erforderlichen Masse mit der Seele, indem wir die Aufmerksamkeit auf ihn richten und ihm somit inne werden.

Diese Zuwendung macht es aus, den Bogen vom Heim in der Gesellschaft, über den Haushalt in ökonomischer Sicht zur «Häuslichkeit» im täglichen Leben zu spannen.

bildete die Aufführung des im Musikunterricht erarbeiteten Theaterstückes «My fair lady».

Entstehung und Entwicklung der Schule

Besorgte Eltern stellten immer wieder fest, dass ihre körperbehinderten Kinder auch bei normaler Intelligenz das Ausbildungsziel der Volksschule während der obligatorischen Schulzeit nicht erreichen konnten.

Verlangsamte Reifung, grössere Lernschwierigkeiten, erhöhte Ermüdbarkeit, lange Schulwege und erhebliche Zeitverluste durch Therapien und Spitalaufenthalte sind Ursachen dazu. Auf Initiative von Sonderschullehrerin Lydia Lüthi gründete der Elternverein RGZ im Frühjahr 1971 in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden die Schule am Zeltweg, welche behinderten Jugendlichen ein 10. und 11. Schuljahr ermöglicht.

Wichtige Ziele

Die Zielsetzung der Schule am Zeltweg ruht auf drei Grundpfeilern: Durch einen möglichst **individuellen Unterricht** sollen die Jugendlichen Vertiefung und Abschluss der Volksschulbildung erfahren. Nicht umsonst wird die Schule am Zeltweg in einem regierungsrätlichen Protokoll als «Berufswahlschule mit Fachlehrersystem und Unterricht nach Mass» bezeichnet. Damit ist auch das zweite Hauptanliegen skizziert: Eine differenzierte heilpädagogische Erfassung, lebenskundliche Abklärungen und Schnupperlehren gewährleisten eine sorgfältige **Vorbereitung auf die berufliche Eingliederung**.

Um sich an ihrem Ausbildungs- und Arbeitsplatz bewähren und behaupten zu können, benötigen vor allem die Behinderten Selbstvertrauen. Am Aufbau desselben wird in einer Atmosphäre der Geborgenheit und gegenseitiger Achtung sowie in der Auseinandersetzung mit der «nichtbehinderten» Umwelt intensiv gearbeitet. **Persönlichkeitsbildung** und Erziehung zur Selbständigkeit sind der dritte Pfeiler in der Zielsetzung der Schule am Zeltweg.

Zur Entwicklung

1986 stieg die Schülerzahl stark an. Leistungsvermögen (von der Oberstufe bis zur Sekundarschule) und Behinderungen (vom Autismus bis zur Muskeldystrophie) waren derart unterschiedlich, dass sich ein verfeinertes Aufnahmeverfahren und eine Gliederung in zwei Arbeitsgruppen aufdrängte.

Mit dem im gleichen Jahr erfolgten Umbau der Liegenschaft Gemeindefrasse 11 konnte auch die Schule am Zeltweg neu eingerichtet werden. Sie verfügt heute über einen Dactyloraum mit 12 Mehrzweckplätzen und Sprachlabor sowie über ein Informatikzimmer mit modernsten technischen Hilfsmitteln.

Die RGZ-Stiftung, Zürich, meldet:

20 Jahre Schule am Zeltweg für behinderte Jugendliche

Es gibt immer wieder körperbehinderte Jugendliche, die auch bei normaler Intelligenz die Ausbildungsziele der normalen Volksschule nicht erreichen können. Verlangsamte Persönlichkeitsentwicklung, grössere Lernschwierigkeiten, erhöhte Ermüdbarkeit usw. sind Ursachen hierzu.

Auf Initiative von *Sonderschullehrerin Lydia Lüthi* wurde deshalb 1971 die Schule am Zeltweg gegründet, die solchen Jugendlichen ein 10. und 11. Schuljahr ermöglicht. In einem individuell abgestimmten Unterricht versuchen die Lehrkräfte, jedem einzelnen Schüler neben Fachwissen auch Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu vermitteln, damit er sich später an einem Ausbildungs- und Arbeitsplatz bewähren kann. Neben der Vertiefung der Volksschulbildung sind somit Vorbereitung auf die berufliche Eingliederung und Persönlichkeitsbildung wesentliche Ziele der Schule.

Die Schule wird vom Regierungsrat des Kantons Zürich seit 1983 als «Berufswahlschule mit Fachlehrersystem und Unterricht nach Mass» anerkannt. Sie verzeichnet in den letzten Jahren steigende Schülerzahlen. Dies und wachsende Unterschiede in Behinderung und Leistungsvermögen führten zu einem verfeinerten Aufnahmeverfahren. Die räumlichen Voraussetzungen hierfür wurden 1986 durch die umfassende Neuerrichtung der Schule wesentlich verbessert. Sie bietet heute zwölf Plätze an, die von Jugendlichen aus dem ganzen Kantonsgebiet belegt werden.

Der Stoffplan umfasst neben Deutsch auch Französisch und Englisch, sodann Rechnen und Geometrie, als allgemein bildende Fächer Geschichte und Lebenskunde, Hauswirtschaft, Theater, Musik, Werken und Schwimmen sowie Maschinenschreiben, Stenografie und Informatik.

Die Schule konnte im Laufe ihres Bestehens rund 120 Jugendlichen zur Verwirklichung angemessener Zukunftsvorstellungen verhelfen. Behinderungsbedingt ist mehr als die Hälfte der Schulabgänger später im Bürosektor tätig. Daneben kommen aber auch soziale und hauswirtschaftliche Tätigkeiten, industrielle und gewerbliche Berufe vor.

Die Schule am Zeltweg ist eine von zwölf Institutionen der RGZ-Stiftung, die sich in der Region Zürich für die Förderung und Betreuung von Behinderten und Behinderung bedrohter Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen einsetzt. Sie erhält Beiträge der Invalidenversicherung und von Krankenkassen. Durch die aufwendige Arbeit mit Behinderten entsteht trotzdem jedes Jahr ein namhaftes Defizit, das durch Spendengelder gedeckt werden muss.

Am 22. März 1991 wurde die *Schule am Zeltweg* 20 Jahre alt. Behörden, Eltern und Schulfreunde hatten Gelegenheit, die Schulräume an der Gemeindefrasse 11, 8032 Zürich, zu besichtigen; eine Tonbildschau informierte über die vielfältigen Aktivitäten in den zwölf Institutionen der RGZ-Stiftung. Den Abschluss des Tages

GRAUBA

Ihr Partner
Medizintechnische Produkte und
Spezialeinrichtungen

Votre partenaire
Produits médico-techniques
et équipements spéciaux